Zeitschrift: Nidwaldner Kalender
Herausgeber: Nidwaldner Kalender
Band: 43 (1902)

Artikel: Der Högerli-Heer : ein Bild aus dem Volksleben
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1007927

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Högerli-Heer.

Ein Bild aus dem Volksleben.

1. Eine Mäuſeſchlacht und ein hoffnungvolles Büebli.

Unter den Menſchen gibt es verſchiedene Stände und Berufsarten; das hat der liebe Gott ſo angeordnet und ſo muß es ſein. Wenn jeder Menſch in dem Stande und in der Stellung wirkt und arbeitet, für die ihm Gott das Talent gegeben hat, ſo kann er ſich und andere glücklich machen; will ihm aber das nicht behagen und begehrt er mehr zu ſein, als ihm zukommt und höher zu fliegen, als ihn die Fecken tragen, ſo muß er's büßen, das hat der Högerli-Heer erfahren, von dem ich erzählen will.

Vor ungefähr einem halben Jahrhundert wohnte in einem alten halbzerfallenen Häuschen an der Landſtraße, die nach X führt, ein armer Mann, der Lunziſepp. Seines Zeichens war er ein Korbmacher und Beckibinder, der zeitweilig das Land durchzog, um die Erzeugniſſe ſeiner Kunſtfertigkeit an den Mann zu bringen. Sein Fraueli war ein kleines von der Natur etwas ſtiefmütterlich behandeltes Geſchöpf, das unter der Laſt eines Höckers gebeugt, den Lunziſepp durch's Leben begleitete. Man ſagt, daß oft die Natur anderweitig erſetze, was ſie dem einen oder andern Sinne oder Gliede der Menſchen entzogen habe — und akurat ſo war's beim Högerlimili, ſo hieß das Fraueli beim Volk. Das Mili beſaß eine ganz außerordentliche Zungenfertigkeit. Reden konnte es, ja reden in einem Atemzug und ohne Unterbruch, daß es einem beim Zuhören faſt trümlig wurde. Wenn ſein Maulwerk einmal im Gange war, dann waren alle Verſuche, den Redeſtrom zu hemmen umſonſt. Des Nachbars Heiri, ein Spaßvogel, behauptete, wenn's Mili einmal ſterbe, ſo müſſe man deſſen Maul noch extra z'totſchlagen und wenn man ſeine Zunge in Stücke ſchnitte, ſo würden die „Bitzen" noch reden.

Der Lunziſepp war das grade Gegenteil von ſeinem Weib, trocken wie zweijähriger magerer Käs, wortkarg und düſter. Er ließ ſein Fraueli reden, rauchte ſein Pfeifchen und ſchwieg. Aber etwas anderes hatte er mit ſeiner Ehehälfte gemeinſam, einen grenzenloſen Eigenſinn. Hatte eines von Beiden eine beſtimmte Meinung, ſo beſtand es darauf und ließ nicht lugg, um alles in der Welt nicht. Davon nur ein Beiſpiel.

Im Spätherbſt ſammelte der Lunziſepp mit ſeiner Frau Herdäpfel und hackte wacker drauf los, — da ſprang aus einem Loch ein Mäuslein und die Eheleute ſahen das Tierchen, machten auf ſelbiges Jagd und ſchlugen es mit ihren Hacken todt — maustodt. Nach vollbrachter blutiger That ſagte der Lunziſepp, indem er das Tierlein beſchaute: „Es iſt ein Mitzer!" „Nein" ſagte das Mili, „'s iſt e Schär!" „Dummheiten, e Mitzer iſt's", rief der Lunziſepp. „Und ich ſag, 's iſt e Schär", entgegnete Mili. — „E Mitzer iſts", brüllt jetzt der Lunziſepp voller Täubi „E Schär" erwiederte nicht minder heftig das Mili und „Mitzer" „e Schär" ſchallte

das Kampfgeſchrei immer mächtiger. „Ein Mitzer iſt's, bekenn's" droht jetzt Lunziſepp mit hoch erhobener Hacke — „E Schär iſt's", ſchreit

das Mili und ſtürzt mit gekrallten Fingern auf den Mann los und über der Leiche der erſchlagenen Maus erhebt ſich ein Fauſt- und Ringkampf und Lunziſepp verläßt die Wahlſtatt mit zerkratztem Geſicht und murmelt — „s war doch ein Mitzer!“, mit blau geſchlagenen Augen und blutiger Naſe folgt ihm ſeine Frau voll Ueberzeugung, das es ein Schär geweſen, den ſie heute erſchlagen. Vierzehn Tage lang redeten die Eheleute kein Wort mehr miteinander, darauf wurde Friede geſchloſſen.

Am Jahrestag der Mäuſeſchlacht ſaßen die Beiden wieder friedlich beiſammen am Tiſch und das Högerlimili ſagte lächelnd zum Lunziſepp: „Weiſt noch, was heute vor einem Jahr zwiſchen uns zweien vorgefallen iſt?“ Der Lunziſepp ſchüttelte den Kopf und da ſagte das Fraueli: „Da haben wir den Schär erſchlagen.“ „Was Dummheiten,“ rief plötzlich auffahrend der Mann, „ein Mitzer war's und kein Schär!“ „Und ich ſag', es war ein Schär“, ſchrie das Mili. „Und ich ſag', es war ein Mitzer“, brüllte der Lunziſepp und der Sturm brach los und wieder gab es Händel und Schläge in vermehrter und verbeſſerter Auflage.

Das Högerli hatte ſeinem Ehmann drei Kinder geſchenkt, aber nur ein Büebli war am Leben geblieben, der Seppli, und das war der Stolz und die Freude der Mutter. Der Kleine ſeinerſeits war auch mit ganzem Herzen dem Müetterli zugethan, denn vor dem Vater hatte er Angſt, Mordsangſt. Kam er dem ſchweigſamen Lunziſepp zu nahe, gleich bekam er eins an die Ohren, daß es klatſchte. Der Seppli brüllte, als ſtecke er am Spieß, ſofort war die Mutter da und ſagte dem Vater alle Wüeſti, putzte mit dem Scheibenzipfel dem immerfort brüllenden Sprößling die Thränen von den Backen und der feuchtgewordenen Naſe und beſchwichtigte die verfolgte Unſchuld mit einem Apfel oder einer dürren Birne. So kam es, daß der kleine Buob Zeter und Mordio ſchrie, wenn ihn der Vater nur ſchief anluogte — die Mutter aber hatte den ganzen g'ſchlagnen Tag nichts anderes zu thun, als mit ihm zu täderlen und zu bibäbelen.

Hie und da kam Milis alter Bruder, Sepplis Götti, auf Beſuch und da wurde ihm alles erzählt und das Elend geklagt. Der Alte nickte zuweilen mit dem Kopf, den er war ſchwerhörig und verſtand nur zur Hälfte, was ſeine Schweſter jauſelte. Dann mußte der hoffnungsvolle Kleine erſcheinen, dem Götti das Händeli geben, aber nicht das linke, ſondern das hübſche, rechte, mußte auch zeigen, wie ſchön er das Kreuz machen könne. War's dann dem Kleinen grad drum, ſo machte er mit dem Daumen eine lange Stange von der Stirne bis zum Hoſenbändel hinab, fuhr zwei bis dreimal quer darüber und haſpelte die Worte herab: „Namen Gott's Vatters Suhn heilig Geiſt ſamen.“ Dann lief er weg und verſteckte ſich in einer Ecke, bis ihm der Götti etwas ſchenkte oder zu ſchenken verſprach.

Einſtmals kam der Götti wieder auf Beſuch und trug unter dem Arm eine mächtige Papierdrucke. Der Seppli gab ihm geſchwinder als ſonſt das Händeli, denn er ahnte, daß es heute einen Chram gebe. Und richtig, der gute Götti kam grad von einer Wallfahrt nach Einſiedeln und da brachte er dem Seppli ein ganzes Dutzend Holläbänzä und die Ruſtig zu einem Altärchen mit, alles hübſch in Blei gegoſſen; eine Monſtranz und ein Kreuz, ſechs Kerzenſtöcke und vier Blumenſtöckli und zuletzt gar noch einen kleinen Meßkelch mit winzig kleinen Meßkännchen.

Das war eine Freude für den Seppli und ſeine Mutter. Schnell holte das Mili die Helgendrucke mit dem wächſernen Jeſuskindlein aus der obern Kammer herab und ſtellte es auf die Kommode, daneben wurden die Kerzenſtöcke und die Blumen plaziert und der Altar war fertig. Der Seppli machte ſich ſofort an's Meſſeleſen und am andern Tage ſuchte die Mutter das blödeſte Nachthemd des Vaters aus und fabrizierte daraus eine Albe. Auf den Samiklaus ließ ſie beim Buchbinder aus einem Reſt Tapeten ein Meßgewand zuſammenpappen und mit Goldpapier verzieren.

Nun gings los; der Seppli dachte an nichts mehr, als an's Altärlen. War er am Morgen aus dem Bett gekrochen, ſo wurde gleich zuſammengeläutet, d. h. der Kleine ſchlug mit einer alten Meſſerklinge auf einen Pfannendeckel und ein paar Beckeli und Häfen und erzielte ſo ein harmoniſches Geläute, daß der ganzen Nachbarſchaft die Ohren gellten. Der Vater murrte ob dieſer Keßlerei, die Mutter ſchimpfte über das Brummen des Vaters und der Seppli läutete luſtig weiter.

So trieb es der Seppli, als er bereits ſchon in die Schule ging. Die Nachbarſchaft bekam Tag für Tag das wundervolle Glockengeläute zu hören und die Leute lachten und die Schulbuben trieben mit dem Seppli ihren Spott und nannten ihn nur den „Högerli-Heer“.

So oft der Götti auf Beſuch kam, mußte er Seppis Gottesdienſt beiwohnen und trotz ſeiner Uebelhörigkeit bekam er noch genug von dem Geläute zu hören. Die Predigt aber hielt an Stelle des kleinen „Heer“ ſeine Mutter und es ging lang, bis ſie zum Amen kam. Den Inhalt der Predigt aber kann man ſich leicht denken; er war ein Loblied auf den Seppli, wie er ſo gerne bete und ſo ſchön Meſſe leſe und nichts lieber thue, als altärlen und wie er gewiß das Zeug und den Beruf zu einem „Heer“, zu einem Geiſtlichen habe. Darum müſſe der Seppli einſt ſtudieren und der Götti werde hoffentlich auch etwas thun. Das andere wolle ſie ſchon bekommen mit Zuſammenbetteln.

Der Götti nickte, obwohl er nicht recht verſtanden hatte, was das Högerli plapperte und er ſagte „ja, ja“, wie das ſo ſeine Gewohnheit war.

Am gleichen Abend, als der Lunziſepp gute Geſchäfte gemacht und etwas beſſer gelaunt als ſonſt heimgekehrt war, machte ſich das Högerli an ihn und erzählte ihm, wie der Götti dageweſen ſei und wie er ſich über den Seppli gefreut und geſagt habe, das Buobli müſſe zu etwas Großem beſtimmt ſein, wenigſtens zu einem „Heer“, wenn nicht gar zu einem Biſchof oder zu etwas noch Höherem. — Der Seppli müſſe ſtudieren, das müſſe er. Der Lunziſepp loſte eine Weile ſchweigend zu, ſchob ſeine Pfeife von einem Mundwinkel in den andern, ſpuckte zuweilen aus und ließ das Fraueli weiter reden. Endlich, als ihm das Zuhören doch zu langweilig wurde, da ſtreckte er die geſpreizten Finger aus, fuhr nach rechts und links ein paarmal in der Luft herum und ſagte: „Larifari! Wir haben kein Geld, unſern Buob ſtudieren zu laſſen. Der bleibt bei meinem Metier und wird Beckibinder. Punktum.“ Aber das Mili ergab ſich nicht ſo geſchwind. „Was das Geld anlangt“ entgegnete es, „ſo will ich ſchon dafür ſorgen. Der Götti iſt auch noch da und hat genickt, als ich ihm vom Studieren ſagte. Was fehlt, will ich ſchon zuſammenbringen, glaub' mir's nur!“ „Larifari“, brummte der Lunziſepp. „Z'erſt muß der Buob einmal die Primarſchule fertig machen, bevor er ſtudieren kann und dann fragt es ſich erſt noch, ob er's Talent zum Studieren hat.“ „O ho“, unterbrach ihn's Mili, „meinſt öppen, der Seppli ſchlage dir nach! B'hüetis nei! — Der Buob iſt g'lehrig und acherig und g'ſcheid genug. Weiſt, der Lehrer mag ihn nur nicht, drum läßt er ihn z'hinderſt hocken.“ „Fuul iſt er, Larifari!“ entgegnete Lunziſepp mit Nachdruck, „fuul, ſtinkfuul, weiſt was!“ „Nein, nid fuul, aber bedächtig“, rief das Mili. „Und ich ſage fuul, ſtinkfuul“, lärmte der Beckibinder und es fehlte wenig, es wäre wieder zu einer Mitzer- und Schärſchlacht gekommen, wie annodazumal.

Seit dieſem Abend ſagte Mili nichts mehr davon, daß Seppli ſtudieren und geiſtlich werden ſollte, aber es gab ſeinen Plan nicht auf.

2. Der Seppli wird Miniſtrant.

Der Seppli mochte drei bis vier Jahre die Schule beſucht haben, als ſich eines Abends das Högerlimili zum Kaplan begab und ihm ſeinen hoffnungsvollen Jungen vorſtellte. Der Kaplan kannte den kleinen Schlingel ſchon zu Genüge, wußte, wie wenig er in der Schule leiſtete und wie ſchwer ihm das Lernen ging. Mili machte eine lange Einleitung, dann rückte es mit ſeinem Herzenswunſch hervor und bat den Herrn Kaplan, er möchte ſeinen Sohn unter die Miniſtranten aufnehmen. Der geiſtliche Herr ſchüttelte den Kopf und ſagte, gegenwärtig ſei Ueberfluß an Miniſtranten, es hingen ſchier ein Dutzend am Glockenſeil beim Wiſiläuten und in der Sakriſtei gehe es bereits bunt genug zu; auch werde der Seppli Schwierigkeiten haben, das Altargebet zu lernen. „O nei, b'hüetis Gott!“, fiel Mili dem Kaplan in die Rede, „der Seppli lieſt daheim alle Tage Meß und ſingt das Gloria in Exelſis und das Domlilos ſfobiſchum ganz verſtändlich. — Der tuſigs Gottswillen, Herr Kaplan, lehret doch das Büobli das Altargebet, ich will gern für euch beten und einen Korb voll Waſſerringeln will ich euch auch noch bringen.“

Es dauerte lange, bis ſich der Kaplan bereden ließ und endlich um das redſelige Högerli los zu werden nachgab und geſtattete, daß der Seppli zu ihm in den Unterricht kommen dürfe.

Freudigen Herzens eilte das Högerli mit ſeinem Liebling nach Hauſe und am andern Tage vernahmen es alle Nachbaren in der Runde, wie der Kaplan zum Mili geſchickt und grüſeli angehalten habe, daß es ihm doch ſein Bübchen als Miniſtranten überlaſſen möchte u. ſ. w.

Während einer Woche klammerte ſich Seppli förmlich an das Büchlein, in welchem das Altargebet enthalten war, er es trug immer bei ſich und legte es auf den Rat ſeiner Mutter, während der Nacht unter ſein Kopfkiſſen, um ſich das Gebet

beſſer einzuprägen. Endlich ſtellte ſich der neue Miniſtrant abermals dem Herrn Kaplan vor — aber er erntete wenig Lob für ſein Latein. Die erſten Zeilen des Gebetes gingen an, dann aber folgte ein Kauderwelſch von Chabis und Kolorabi, von Bibis und Babis, bis ſich der Kaplan die Ohren zuhielt und Reisaus nahm. Trotzalledem brachten es Mili und Seppli durch ihre Bitten und Beſchwörungen dahin, daß am nächſten Montag der Högerli-Heer als Miniſtrant auftreten und ſeine Kunſt in der Kirche ausüben durfte.

Am Montag war das Högerlimili ſchon lange vor dem Zuſammenläuten in der Kirche, — ihr Sohn ſollte ja heute zum erſtenmale miniſtrieren. Der Gottesdienſt begann, jetzt raſſelte die Sakriſteiglocke, daß die Leute erſchrocken zuſammenfuhren — der Seppli erſchien im Miniſtrantenmänteli, das Meßbuch auf den Armen. Ueber des Högerlimilis Backen rollte eine große Freudenthräne. Jetzt begann der Prieſter das Staffelgebet, Seppli ſetzte ein mit kreiſchender Stimme — aber ſchon beim dritten Vers verſtummte der arme Gelehrte und der Geiſtliche betete das Gebet allein zu Ende. Seppli ſchnaufte wieder auf und ſtudierte, was nun weiter komme. Inzwiſchen war aber auch der Prieſter weiter gekommen und ehe es der Miniſtrant beachtete, ſtand derſelbe — natürlich ohne Buch — auf der Evangelienſeite. Seppli gab das Spiel noch nicht verloren, beim Sanktus wollte er zeigen, wie er ſich meiſterlich auf das Schellen verſtehe. Das klirrte, raſſelte — ſo ſtark hatte noch keiner geſchellt und ſtolz erhob ſich Seppli und ſchritt triumphierend auf die Sanktuskerze zu, um ſie anzuzünden. Heikle Arbeit! Es wollte nur nicht gelingen und als endlich der Docht Feuer fing und Seppli zum Altar zurückkehrte — da war die Wandlung bereits vorbei. Der Miniſtrant hielt es für ſeine Pflicht, das verſäumte Schellen nachzuholen, was nicht geringes Staunen unter dem andächtigen Volke hervorrief. — In der Sakriſtei erntete der Miniſtrant für ſein kühnes Schellen einen tüchtigen Verweis, die glückliche Mutter aber machte noch am gleichen Tage in der Nachbarſchaft die Runde und erzählte, wie der Seppli heute ſo hübſch miniſtriert habe und wie dem Pfarrer ſonſt keiner miniſtrieren dürfe, als nur der Seppli und wie er unter allen Buben weitaus der geſcheideſte ſei und wie ſicher einmal ein gar frommer „Heer“ und großer Gelehrter aus ihm werde. Die Leute lachten und ließen dem Högerli ſeine Freude, aber ſeit der Zeit wurde Seppli noch häufiger als früher der Högerli-Heer genannt.

In der Schule ſaß neben dem Högerli-Heer des Doldenchaſpers Hansli, ein mageres, ſtilles Büebli, das von ſeinem Nachbar manchen Puff und Stoß bekam, aber alles geduldig litt. Der Doldenchaſpar war ein braver fleißiger Mann, aber er hatte eine große Familie, drei und ein halbes Dutzend Kinder pflegte er im Scherze zu ſagen, was ſoviel bedeutet als neun. Die guten Eltern mußten Tag und Nacht arbeiten und ſtrapazieren, um ihre Kinder ordentlich durchzubringen. Beim Volke galten des Doldenchaſpers für wohlhabende, ja für reiche Leute, ſie zahlten und zinſeten regelmäßig und waren immer reinlich und ſauber gekleidet. Z'eſſen hatten ſie genügend, aber die Mutter mußte grüſeli hauſen und ſparen, wenn ſie mit dem Geld, das der Vater monatlich in die Küche gab, auskommen wollte; aber Frömmigkeit und Friede wohnte im Hauſe und Gottes Segen war dabei.

Die Kinder waren alle gegen die Eltern voll Ehrfurcht und Liebe und hatten Freude daran, fleißig in die Schule zu gehen. Beſonders Hansli war ein Ausbund im Lernen. Er bekam ſtets die beſten Noten, aber weder der Vater noch die Mutter machten ein großes Weſen daraus und am wenigſten lobten ſie das Büebli in's Geſicht hinein. Sagte die Frau: „Wir wollen Gott danken, daß wir keine ſo ungeratene Kinder haben“, ſo antwortete der Mann: „Es braucht noch viel, bis ſie ganz erzogen ſind und es kann noch manches fehlſchlagen. Frau, wir wollen beten, daß ſie immer fromm und brav bleiben.“

Hie und da erwachte wohl auch im Herzen der frommen Dolderfrau der Gedanke, welch ein Glück und welch eine Ehre es für die ganze Familie wäre, wenn der Hansli oder ſonſt einer von den Knaben geiſtlich würde, aber ſie ſuchte den Gedanken aus dem Kopfe zu ſchlagen und meinte, es ſei purer Hochmut, ſo etwas nur zu denken. Wo ſollten ſie das Geld zum Studieren zuſammenbringen u. ſ. w. Im Stillen betete ſie aber inbrünſtig zum lieben Gott und zu ſeiner barmherzigen Mutter, daß ſich in allem der hl. Wille Gottes erfüllen möge. — Einſtmals ließ ſie ganz ſchüchtern dem Vater gegenüber etwas von ihrem Herzenswunſche laut werden, aber der Doldenchaſper gab ihr einen Vereins ſo etwas nur zu denken — und dabei blieb es, — von der Sache wurde nichts mehr geredet.

Inzwiſchen trat ein Ereignis ein, das die Gemeinde in nicht geringe Aufregung verſetzte.

Der Lunziſepp war in den letzten Jahren immer mehr von Hauſe abweſend. Die langen Predigten ſeiner Frau und das Altärlen und Zuſammenläuten des Seppli verleideten ihm immer mehr und ſo zog er mürriſch und verſchloſſen mit ſeiner Krätze im Land herum und dampfte aus ſeiner kurzen Pfeiffe. Gewöhnlich kehrte er am Samſtag abends nach Hauſe zurück und bisweilen, wenn ſein G'ſchäftchen beſſer gegangen war, hatte er auch ein Gläschen über den Durſt zu ſich genommen, was ihn bedeutend redſeliger machte. Das lag der Hausfrau Mili nicht recht und gab oft genug Anlaß zu heftigen Auseinanderſetzungen.

Eines Samſtags, es war um Weihnachten herum, blieb der Lunziſepp aus. Er kam auch am Sonntag und am darauffolgenden Montag nicht heim. Das war dem Högerlimili grüſeli nicht recht, es bekam Angſt, dem Manne möchte etwas begegnet ſein. So war es auch. Nach drei Tagen brachte man in's Häuschen an der Landſtraße die Leiche des armen Beckibinders, der Haldenjaggi hatte ihn hinter ſeinem Streuegädeli, im Schnee erſtarrt, aufgefunden.

Das Högerlimili jauſelte und heulte entſetzlich und kam ſchier aus dem Häuschen, aber der Lunziſepp lag noch nicht lange in der kühlen Erde begraben, als ſchon die Thränen ſeiner Frau getrocknet und deren Kummer verſchwunden waren. Das Mili hatte ja noch ſeinen Seppli und der gedieh ſichtlich, wenigſtens dem Leibe nach.

Die Zeit, da Seppli aus der Schule entlaſſen werden ſollte, war da. Während kluge und brave Eltern ſich ernſtlich beraten, was mit den aus der Schule entlaſſenen Kindern anzufangen ſei und mit einem erfahrnen Geiſtlichen oder guten Bekannten darüber reden, machte dieſe Angelegenheit dem Mili wenig Kopfarbeit, der Seppli mußte ja ein „Heer" werden.

3. Der Seppli wird Student.

Das Häuschen, das der Beckibinder ſeinem Kinde als Erbe hinterließ, lag nicht weit vom Hauptorte entfernt. Dort hatten die Väter Kapuziner eine Lateinſchule. Mili war längſt entſchloſſen, ihren Seppli dorthin zu ſchicken. Eines Morgens nach dem Gottesdienſt zog es kräftig am hölzernen Kreuz der Kloſterpforte. Der Bruder Pförtner öffnete und das Högerlimili verlangte den Pater Guardian zu ſprechen. Dieſer erſchien ſofort und hörte Milis Bitte um Aufnahme ſeines hoffnungsvollen Sohnes in die Kloſterſchule an. Die Mutter hatte die Zeugniſſe Sepplis aus der Primarſchule mitgebracht und redſelig erklärte ſie dem P. Guardian, wie der Seppli ihr geſagt habe, es ſeinen faſt lauter die beſten Noten; denn ſie ſelber könne eben nicht leſen, früher ſei man halt nicht ſo geſchult worden, wie heutzutage.

Der Guardian ſchaute die Noten an und machte ein gar bedenkliches Geſicht, ließ das Mili weiter plappern, während er das Zeugnis durchging und ſagte zuletzt: nach dem Zeugnis zu ſchließen ſei da wenig Holz vorhanden zum Pfeiffenſchneiden und die Mutter würde vielleicht beſſer thun, ihren Sohn einem tüchtigen Meiſter in die Lehre zu geben. Handwerk habe immer einen goldenen Boden und halbſtudierte Leute ſeien grad die gefährlichſten und oft auch die unglücklichſten Menſchen; aus dem Seppli werde ſchwerlich etwas Rechtes werden.

Einen Augenblick ſtand das Mili ganz vertattert da — ſeine Zunge war plötzlich wie gelähmt, — auf einmal aber fuhr ihm die Geſchichte vom Mitzer und Schär durch den Kopf und der Guardian werde wohl auch ſo ein Eigenſinniger ſein, wie ihr Mann ſel. „Man könnte wenigſtens einmal probieren", gab es ſchnippiſch zur Antwort. „Man hat ſchon oft auf ſo ein armes Büebli hochmütig abeng'luogt und doch iſt noch etwas Rechtes aus ihm geworden. Zudem zahle ich das Schulgeld und öppe die Bücher

vermag ich auch noch zu bezahlen. Zu einem Handwerk kann ich den Buoben eister noch thun, falls es mit dem Studieren nicht gehen will." Kurz und gut, das Mili gab nicht nach bis es den Guardian auf seiner Seite hatte und dieser ihm versprach, den hoffnungsvollen Kleinen beim P. Professor zu empfehlen.

Ein ganzes Jahr lang wanderte nun der Seppli, die Bücher unter dem Arm und die blaue Studentenkappe schräg auf seinem dicken Schädel in die Schule der ehrw. Väter Kapuziner und quälte sich mit lateinischen Wörtern und Phrasen ab. Die Mutter war selig, überselig, wenn sie an ihren Seppli dachte. Schon sah sie sich im Geiste an der ersten Messe ihres Sohnes im Chor sitzen und alle Leute schauten nur auf sie und beneideten sie und lispelten einander in die Ohren: „Das ist die Mutter von dem gelehrten jungen Geistlichen."

Im Ganzen genommen konnte man mit dem Seppli zufrieden sein — es ging anfangs besser, als die Lehrer befürchteten. Talent hatte er freilich wenig, aber er saß doch fleißig hinter seinen Büchern. Bald aber stellte es sich heraus, daß diese Bücher nicht Grammatik und Lesebuch, sondern ordinäre Geschichtenbücher waren, Räubergeschichten und Reiseabenteuer, Robinsoniaden und Indianerkämpfe und als das Schuljahr zu Ende war, brachte das Studentlein ein Zeugnis heim, in dem die Dreier und Vierer hageldick vorhanden waren. Die Mutter, die ja nicht lesen konnte, ahnte nicht das Schlimme, das hinter diesen Ziffern steckte.

Am nächsten Sonntag machte sich das Högerlimili mit seinem Liebling auf den Weg zum Götti. Der Seppli wollte anfangs das Zeugnis nicht mitnehmen, aber die Mutter setzte es mit ihren Bitten und Drohungen durch, daß der Götti die herrlichen Noten zu Gesicht bekam. Der gute Alte runzelte bedenklich die Stirne, schüttelte sein graues Haupt und meinte, die guten Noten schauten ganz anders aus, als die vorgewiesenen. Von der Note Eins sei grüseli wenig zu sehen. Aber holla! da hatte der Götti den letzen Finger verbunden, das Mili machte einen Buckel, wie die Katze vor dem Hunde und räsonierte, der Seppli sei nicht an allem schuld, der Professor sei halt ein parteiischer und möge ihn nicht. Andern luoge er schon durch die Finger, des Beckibinders Buob müsse alles entgelten, was andere angerichtet haben. Sobald sie es machen könne, so müsse ihr Sohn in eine andere Schule, und das müsse er. —

Was wollte der gutmütige Götti entgegnen. Er drückte dem Studentli einen Fünfliber in d' Hand und entließ ihn mit der Mahnung, nächstes Jahr recht fleißig und ordentlich zu sein; er sagte auch, er wolle thun, was er nur könne, aber es seien halt böse Zeiten jetzt, das Geld sei rar, grüseli rar und man müsse es sich schier am Maul absparen, bis man sein Sacheli nur verversteuert und verzinset habe, aber er wolle öppen thun, was er könne.

Im nächsten Jahre ging's in der Schule um kein Haar besser. Der Högerli-Heer hatte bereits alle Kniffe und Schliche kennen gelernt, deren sich die Faulheit bedient, um durchzukommen. Die Aufgaben wurden abgeschrieben, im Wegleugnen und Entschuldigen war Seppli ein Meister. Seine Lesewut steigerte sich und die Mutter trug ihm ganze Scheiben voll Bücher und Zeitschriften zu, alles ohne Auswahl. An diesen Schundgeschichten hatte das Studentli seine Freude, alles ernstere Studium war ihm zuwider. —

So verging das zweite Schuljahr, Sepplis Noten wurden nichts besser und das Mili schimpfte und lamentierte noch schrecklicher als das Jahr zuvor über den Professor; jetzt müsse ihm der Buob auf jeden Fall fort und wenn es seinen letzten Batzen hergeben müsse.

Selbigen Herbst wurde das Stipendium an einer benachbarten Klosterschule der Benediktiner frei. Wie das dem Högerlimili zu Ohren kam, eilte es zum Götti und hielt mit ihm Rat und der Götti nickte dazu und so war es beschlossene Sache, der Seppli sollte sich um das Stipendium bewerben. Am andern Tage schon rannte das Mili zum Pfarrer und zum Kaplan und bat um Unterstützung und Verwendung. Die beiden Herren zögerten und wollten mit der Sprache nicht recht heraus, im Stillen aber dachten sie, es sei am Ende gut, wenn der Bub einmal vom Hause und von der Mutter fortkomme, vielleicht lasse sich doch etwas Brauchbares aus ihm machen. Daher versprachen sie, zu thun, was sie vermöchten.

Nachdem im Amtsblatt der Freiplatz zur Bewerbung ausgeschrieben und die Anmeldefrist bestimmt war, sollte der hohe gesessene Landra entscheiden, wem das Stipendium zufalle.

Sogleich machte sich das Högerli mit seinem Sprößling auf die Wanderschaft, um der Reihe nach den regierenden Herrn Landammann, die vorsitzenden Herren und die Ratsherren zu bear-

beiten und für den Seppli zu gewinnen. Milis Lob, das es seinem Sohne spendete, war so überschwänglich, daß manch einer unter den Ratsherren dem Seppli seine Stimme zusagte, nur um die Mutter und ihre Beredsamkeit vom Halse zu bekommen.

Beim Niederfeld-Ratsherr vernahm das Högerlimili, des Doldenchaspers Hansi habe sich auch für das Stipendium gemeldet. Potz tausend, wie fuhr bei dieser Nachricht das Högerli auf. „So, so", lärmte es, „des Doldenchaspers wollen arme Leute auch noch um die Unterstützung bringen! Die sollen selber zahlen, die vermögens und haben allsis genug. 'S ist eine Schande, wie die Reichen den Armen alles vorwegstehlen und vorwegfressen. Aber die sollen warten, ich will ihnen den Riegel schon stoßen. Es wäre schade, wenn das Land einen einzigen Rappen an einen Doldenchasp-Buob ausgebe." In diesem Tone schimpfte des Mili von Haus zu Haus und redete sich selber in immer größeren Zorn hinein.

Wirklich hatte der Doldenchaspar die Absicht gehabt, sich für seinen Hans um's Stipendum zu bewerben, es wäre für ihn eine bedeutende Erleichterung gewesen, zumal die Nebenkosten noch ein hübsches Sümmchen ausmachten. Sobald aber des Doldenchaspers vernahmen, wie wüst das Mili thue und überall aufbegehre, so sagte die Mutter zum Vater: „In Gottes Namen, wir wollen nachgeben und uns nicht melden. Es ist wahr, das Mili ist noch ärmer als wir. Ein paar Jahre können wir den Hansi noch zu den Kapuzinern schicken und wenn es Gottes Wille ist, daß er weiter studiert, so werden wir das Nötige schon auftreiben." Der Vater war mit dieser Ansicht anfangs gar nicht einverstanden, man sehe es ja dem einfältigen Beckibinderbuob schon von weitem an, daß nichts aus ihm werde, er werde einst nur ein um so größerer Lump, je länger er studieren könne; — aber die Mutter ließ mit Bitten nicht nach, bis der Vater beistimmte.

Da kein Zweiter sich meldete, so fiel das Stipendium dem Seppli zu; in 14 Tagen schon sollte er abreisen. Jetzt gings beim Mili erst recht los mit Rennen und Laufen, Jasten und Jagen. Das Studentlein mußte neu gekleidet werden, von dem Scheitel bis zur Zehe und der gute Götti mußte Batzen schwitzen, daß es zum Erbarmen war; die Schweinsblase, in welcher die Fünfliber aufwahrt wurden, schrumpfte sichtlich zusammen. Vetter und Basen wurden angesprochen, für den Seppli etwas zu opfern und das Mili arbeitete wie ein Roß, nur um es seinem Buobli an nichts fehlen zu lassen.

Jetzt nahte der Tag der Abreise; die Kiste war gepackt und gut zur Hälfte mit Aepfeln und Birnen, dürren Zwetschgen, Nüssen und dürren Landjägern angefüllt, damit der Studiosus bei seiner angestrengten geistigen Arbeit keinen Hunger leide. Zudem hatten Mutter und Sohn es verabredet, daß bisweilen eine neue Sendung Lebensmittel an den Seppli abgehen sollte. Weil es aber den Studenten streng untersagt war, während des Schuljahres Eßwaren von Hause zu bestellen, so sollte Seppli jedesmal, wenn bei ihm Proviantmangel eingetreten war, am Ende des Briefes einen dicken Strich unter seine Unterschrift machen; das solle der Notruf nach einer neuen Sendung sein.

Endlich war der Tag der Abreise angebrochen. Die gute Mutter ging schon am Abend vorher mit rotgeweinten Augen umher und am Morgen rieselten die Thränen beständig über ihre Backen herab. Der Seppli zeigte wenig Kummer, im Gegenteil, er freute sich seiner neuen Kleidung und der schönen, blauen Studentenkappe.

Das Mili ließ es sich nicht nehmen, den abreisenden Sohne noch eine Strecke Weges zu begleiten; es hatte ja seinem Einzigen noch einen ganzen Vorrat von guten Lehren auf den Weg mitzugeben und als es endlich zum Abschied kam,

umarmte es noch einmal ſeinen Herzkäfer und ſteckte ihm ein Weggli und eine Wurſt zu und dann ließ es ſeinen Seppli ziehen in die weite, weite Welt. Lange noch ſtand Mili am gleichen Fleck, wie Lots Weib und ſchaute ſeinem heißgeliebten Söhnchen nach, bis dieſes hinter einem Hügel verſchwand.

4. Der Seppli in der Fremde.

Dem jungen Studentlein kam an ſeinem neuen Aufenthaltsorte manches anfänglich ſehr ſonderbar vor. Einſilbig und in ſich gekehrt ſchaute er dem Treiben und Leben der Studenten zu. Der Präfekt und die Profeſſoren brachten kaum ein Ja oder Nein aus ihm heraus. Ein ſchreckliches Heimweh befiel ihn, er ſtellte ſich abſeits in eine Ecke und dachte ans Entrinnen und eilige Flucht. Während der Nacht wälzte er ſich in ſchweren Träumen. Wiederholt rief er nach der Mutter, bis das Kichern und Lachen der Nachbaren im Schlafſaale ihn erweckte. Der Morgen brachte neue Qual, ſchon um 5 Uhr raſſelte die Schelle des Aufwartes an den Zellen vorüber. Seppli drehte ſich noch einmal im Bette und ſchlief wieder ein — aber ſchon ſtand der Präfekt mit ſtreng erhobenen Zeigfinger an ſeinem Lager. „In drei Minuten mußt du in der Kapelle beim Morgengebet ſein! — Marſch vorwärts, ſpute dich!“ Das war eine harte Probe. Trüb ſaß der Högerli-Heer beim Frühſtück hinter einer weiten Schüſſel Milchſuppe, die er mit drei Kameraden teilen ſollte, aber der Seppli rührte den Löffel nicht an — zum größtem Vergnügen ſeiner Tiſchgenoſſen, die ſich mit rieſigem Appetit über die Schüſſel hermachten. Ehe ſich der Neuling eines Beſſern beſinnen und zugreifen konnte, war der Napf ſchon leer.

In der Schule verhielt ſich unſer Held ſo ſtill und ſchweigſam, wie noch nie, — die Fragen des Profeſſors würdigte er keiner Antwort. Beim Mittageſſen ſetzte er ſeine ſtumme Rolle fort und hungerte mit männlichem Mute. Als aber zur Veſperzeit die zu Hauſe übliche Kaffeekanne nirgends ſich zeigte und der Hunger immer ärger wurde — da änderte Seppli plötzlich ſeinen Kriegsplan. Er fing an beim Nachteſſen tüchtig zuzugreifen und ſich am Sturm auf die geröſteten mit Fleiſchmöckli untermengten Kartoffel — Haſchi nannte man dieſes Gericht — zu beteiligen — und ſiehe, — es ſchmeckte. Am andern Morgen gings mit dem Aufſtehen ſchon etwas beſſer, — obwohl der Seppli in der Folge noch oft rückfällig und bettlägerig wurde.

Nach und nach kam Leben in den Muſenſohn. Kühn wehrte er ſich beim Frühſtück um die größte Portion, wenn er den Laib Brot mit drei Tiſchgenoſſen teilen mußte und im Herauslöffeln der Milchſuppe brachte er es bald zu einer ſtaunenswerten Fertigkeit. Alle Studenten trugen den Kloſterhabit und ernſt und würdevoll marſchierte der junge Kuttenträger in Reih und Glied zur Kirche; bog aber der Zug um eine Ecke, ſo daß der Präfekt ihn aus den Augen verlor, flugs gab er ſeinem Nebenmann einen Schupf oder lag ihm in den Haaren.

Harte Prüfungen brachten ihm das Muſeum (d. h. der Studierſaal) und die Schule. In früher Morgenſtunde zu ſtudieren behagte dem Högerli-Heer nicht. Er zog daher ſeinen mächtigen Lichtſchirm möglichſt tief über die Augen und überließ ſich ſüßem Schlummer — bald unterbrach ein melodiſches Schnarchen die hl. Stille. — Des Unterpräfekten ſcharfes Auge hatte den kühnen Schläfer ſchon entdeckt, jetzt legte ſich ſeine Hand ſchwer auf deſſen Schultern — ſo daß Seppli mit einem lauten „Aeh“ aufſchreckte.

In der nicht ganz unrichtigen Anſicht, die ſchwere lateiniſche Aufgabe möchte an ſeiner Schläfrigkeit ſchuld geweſen ſein, nahm nun der Junge ſeine Zuflucht zu einer höchſt intereſſanten Indianergeſchichte. Aber das Auge des Geſetzes wachte, — der argwöhnende Unterpräfekt nahte leiſen Schrittes dem jetzt ſcheinbar emſig ſtudierenden Bürſchchen von hinten und ſchaute über deſſen Schultern gerade in dem Augenblicke, als das Auge des Leſers auf dem bunten Bilde mit den federgeſchmückten Indianern ruhte, die einen gefangenen Europäer umtanzten. Mit einem raſchen Griff bemächtigte ſich plötzlich der Pater des Buches und ließ es rechts und links um Sepplis Ohren ſauſen — daß laut wie ein Indianergeheul das Lachen der Studenten durch den Studierſaal erſchallte.

Seppli hielt es nach ſolchen Vorkommniſſen nicht für rentabel, ſich öffentlich bloß zu ſtellen, er fing an im Stillen zu wirken.

Bevor er am Morgen den Schlafſaal verließ, füllte er ſeine Kuttentaſchen aus dem mitgebrachten Vorrat von Aepfeln und Birnen. An ihnen erlabte er ſich in den Ferienſtunden und heimlich unter dem Studium. Zudem erwarb er ſich durch Spenden aus ſeinem Ueberfluß manchen Freund und guten Kameraden, der ihm beim Ueberſetzen oder beim Auflöſen einer ſchwierigen Rechnung oder beim Anfertigen von einem Aufſatz half. Dieſe Hilfe war bequem, hatte aber

den offenkundigen Nachteil, daß der aufgespeicherte Mundvorrat bedenklich schnell abnahm. Seppli wußte sich zu helfen, er schrieb der Mutter einen rührenden Brief:

„Liebe Mutter! Seit vier Wochen bin ich jetzt schon hier und bin auch zweg. Ich habe zwar einen Professor, der mich nicht recht mag und dem ich nichts recht machen kann. Er hat mich auch schon ausgehudelt — aber ich bin nicht stark verklüpft. Wir bekohmen nur dreimal zu Essen, auch weniger als daheim, aber hie und da haben wir Kaffee statt Milchsuppe. Besonders wenn der Präfekt bös ist läßt er uns Kaffee geben, damit er nachher freiner erscheint, weßhalb wir ihn oft bös machen. Wir haben auch einmal Vakanz gehabt nachmittags und es hat Most zu trinken gegeben, womit ich verbleibe dein innig geliebter Sohn Joseph."

Unter die Unterschrift Joseph zog der Schreiber einen langen und dicken Strich, das verabredte Notsignal, wenn eine Sendung Proviant an ihn abgehen sollte. —

Der Brief hatte wunderbar raschen Erfolg. Innert einer Woche erhielt Seppli durch die Post ein mächtiges Packet; des Chuderhansen Susannili hatte der Mutter die Adresse geschrieben. In dem Pack befanden sich ein Paar neue Hosen und ein Untertschöppli, so daß der nichts ahnende Präfekt das Packet zwar öffnete, aber rasch wieder schloß nnd dem kleinen Schlingel übergab. So war der ersten Not geholfen und der Proviantzug glücklich angelangt.

Leider dauerte auch dieser Vorrat nicht lange, Seppli verstand es schlecht zu haushalten. Um aber nicht allzuraſch wieder schreiben zu müssen, machte der Bursche den Versuch mit etwas anderem.

In des Klosterkellers tiefen Gründen lagen auf breiten Lägern ausgebreitet herrliche Aepfel. Der Duft der lieblichen Früchte drang durch das kleine Kellerfenster, das gegen den Studentenhof hin lag. Auch zu Sepplis Nase war dieser verführerisch süße Duft gedrungen. Evasgelüste erwachten in seiner Seele. Er teilte die Entdeckung einigen Vertrauten mit und nun wurde gemeinsam ein Plan geschmiedet. Es galt einen Beutezug nach diesen Aepfeln auszuführen. Eine lange Stange hatte Seppli längst schon ausspioniert; nun wurde sie herbeigeholt und an der Spitze ein Federmesser befestigt. Das Drahtgitter, das neben dicken Eisenstäben das Fenster verschloß, wurde an einer Ecke abgelöst und entfernt, dann steckte Seppli sein Instrument durch die entstandene Oeffnung und wie ein eingeübter Fischer seine Beute mit dem Dreizack anspießt, so holte er einen Apfel um den andern

aus dem Dunkel des Kellers hervor. Der Jubel und das Vergnügen war groß. —

Mit kritischem Blick musterte inzwischen der emsige Küchenbruder die Aepfelläger, um die faulen Früchte von den gesunden auszuscheiden. Als er zur Stelle gelangte, wo Sepplis Federmesser verwüstend gehaust hatte, da runzelte sich des kochkundigen Klosterbruders Stirne — ein Blick nach dem Kellerfenster brachte volle Klarheit über das Geschehene. „Wartet ihr Schlingel!" brummte erzürnt der um seine Aepfel betrogene Mann. Am folgenden Tage versteckte er sich im Dunkel des Kellers gerade zur Zeit, als die Studenten ihre Mittagsvakanz hatten. Bald nahten oben am Fenster Schritte, leise Worte wurden gewechselt, der Klosterbruder lauerte, wie ein nach Beute dürstender Tiger zum Sprunge gefaßt. Schau, jetzt erglänzte etwas in der Oeffnung des Fensters — langsam senkt sich die mit dem Federmesser bewaffnete Stange nach dem Aepfelläger — jetzt schnellt der Koch aus seinem Versteck und packt die verhängnißvolle Stange mit beiden Händen und triumphierend ruft er aus: „Nun habe ich euch, ihr heillosen Schlingel —." Aber er hatte nicht sie, die Bösewichte — sondern nur die unschuldige Stange. — Eilige Fußtritte verrieten ihm die Flucht der Missethäter. — Etwas enttäuscht betrachtete der Küchen-

bruder die Vorrichtung mit dem ſpitzen Meſſerchen, dann trennte er ſchmunzelnd das Letztere von der Stange und ſteckte es zu ſich. Am gleichen Abend befand ſich der Herr Präfekt im Beſitz des Federmeſſers und eines umſtändlichen Berichtes über den verübten Schelmenſtreich. Am folgenden Sonntag wurde verkündet, es ſei ein Federmeſſer gefunden worden, der Eigentümer könne es in der Präfektur abholen. — Unſer Högerli-Heer merkte die Falle, er ging nicht auf den Leim — ſo pfiffig war der Seppli. —

Manch kleines Abenteur hatte unſer jungen Held noch zu beſtehen — aber immer wußte ſich der Schlingel rechtzeitig der Strafe zu entziehen. War aber ein Streich verübt worden, ſo hieß es ſicher, der Högerli-Heer war auch dabei. Der ſchöne Name, den Seppli in der Heimat erworben hatte, war ihm nämlich bis innert die Kloſtermauern gefolgt und ſo wild ſich der Seppli auch gebärdete, wenn ihn jemand mit dieſem Namen anredete, er war und blieb doch immer der Högerli-Heer. —

Einen Beutezug auf Aepfel hatte Seppli ſchon lange nicht mehr verſucht, ſeitdem er durch ſeine Kameraden mit einem andern weitaus verlockendern Genußmittel bekannt geworden war — mit dem Rauchen. —

Das Tabakrauchen war in der Kloſterſchule ſtreng verboten — aber gerade das Verbot war es, das manchen Muſenſohn zum Uebertreten verleitete. Einige der größern hatten gleich am Anfange des Schuljahres ein Quantum Cigarren mitgebracht und ſorgfältig verſteckt. Bei größern Spaziergängen oder ſonſtiger gebotener Gelegenheit wurde das verbotene Kraut heimlich in Brand geſteckt und luſtig drauf los geraucht. Das gefiel dem Högerli-Heer über die Maßen gut, er ließ ſich in das heimliche Rauchkabinet aufnehmen und brachte es bald zu großer Fertigkeit. So konnte unſer Held am Ende des Schuljahres behaupten, daß er wenigſtens etwas gelernt habe — und war der Fortſchritt in den wiſſenſchaftlichen Fächern noch ſo gering, in Studentenſtreichen und im Tabakrauchen hatte er es zu großer Fertigkeit gebracht. — Seine erſte That, die er nach ſeiner Heimkehr zur überglücklichen Mutter ausführte, war, daß er ſie um eine Studentenpfeiffe mit langem Rohr und Quaſten dran anbettelte und die Mutter konnte natürlich dieſe Bitte ihrem Sohne nicht abſchlagen.

5. Kreuz und quer und über den großen Bach.

Seitdem der Högerli-Heer wieder zu Hauſe war, ſchien er, ſeinem Thun und Treiben nach zu ſchließen, wirklich von der Idee erfüllt zu ſein, daß er ein Herr oder wenigſtens ein Herrlein ſei. Er arbeitete nichts, rauchte ſeine lange Pfeiffe und ſchaute zum Fenſter hinaus oder ſtolzierte auf der Straße herum. Die Kommiſſion des Erziehungsrates, welche die Zeugniſſe der Stipendianten prüfte, drohte dem Bürſchchen mit Entziehung des Stipendiums, das kümmerte ihn wenig; die Nebenauslagen während des letzten Schuljahres waren noch nicht bezahlt, das machte ihm keine Skrupeln — der Götti mußte herhalten, aber er wurde immer karger. Fremde Hilfe in Anſpruch zu nehmen, dazu ließ ſich der Seppli nicht herab; der Mutter aber war es nicht zu viel, bei den Leuten mit Sepplis Zeugnis herum zu laufen und für ihn zu betteln.

Wenn das Högerlimili in ſeinen Erdäpfelgarten ging, um die Früchte einzuſammeln, ſo kam es vor, daß der Herr Student ſeine Mutter begleitete, aber nicht um mit ihr die Arbeit zu teilen, ſondern um eine Art Kommando über ſie zu führen. Gravitätiſch ſtellte er ſich an ihre

Seite und zeigte ihr mit ſeinem langen Pfeiffenrohr die Erdäpfel, die ſie ausgraben oder aufleſen ſollte.

Nach zwei Monaten packte der Herr Student ſeine Bücher, die er während der ganzen Vakanz nie geöffnet hatte, wieder zuſammen, verſorgte ſeine Kiſte mit genügend Proviant und rückte wieder in den Kloſtermauern ein.

Zwei oder drei Wochen, nachdem der Högerli-Heer wieder auf der Schulbank ſaß, kam die Mutter auf Beſuch und überbrachte ihm die Trauerkunde, daß Sepplis Götti nach ganz kurzer Krankheit geſtorben ſei. „Nun ſind wir übel dran,“ ſagte das Mili, „jetzt können wir den guten Götti nicht mehr anſprechen, der doch immer etwas gethan hat, wenn er über das ewige Anbetteln auch manchmal unwirſch war. Jetzt wird man uns wohl einen Vogt geben, denn die Verwandten haben ſchon lange genug umengeſchimpft, es müſſe mit uns eine andere Ordnung geben. Ich bitte dich der Tuſiggotts-willen, Seppli, mache, daß du ein gutes Zeugnis bekommſt, ſonſt geht's uns allweg bös.“

Der Mutter Zurede und die Nachricht vom Tode des Götti machten keinen tiefen Eindruck auf Sepplis Herz. Er verſprach der Mutter, fleißig zu ſein, meinte aber, er könne nichts dagegen, wenn ihn die Profeſſoren nicht mögen. Als Mili ſich verabſchiedete, war es ihrem Sohne beſonders daran gelegen, ſeine Mutter zu ermahnen, daß ſie ihm bald wieder Proviant ſchicke, denn er vermöge nicht alle Speiſen zu ertragen — auch ſolle ſie ja nicht vergeſſen, ein oder zwei Bündli Cigarren beizulegen, ſie ſeien im Kloſter ſehr teuer und ſchier gar nicht zu bekommen.

Da ſich der Held unſerer Geſchichte während der Ferien mit neuen Federmeſſern und andern für die Aepfelfiſcherei tauglichen Inſtrumenten verſehen hatte, wagte er nochmals einen Verſuch, mit ſeiner Stange in die dunklen Kellerräume einzudringen. — Diesmal lauerte das Verhängnis nicht in der Tiefe, aber es erreichte den Verwegenen von oben. Obwohl Seppli ſorgfältig Umſchau gehalten und ſich auch vergewiſſert hatte, daß niemand aus den Fenſtern zuſchaue, ſo öffnete ſich doch im obern Stock leiſe ein Fenſter, als der Aepfelmarder ſeine Beute erfaßte — ein Kopf wurde ſichtbar und dieſer Kopf gehörte dem Präfekten, der zu wiederholten Malen bemerkt hatte, wie Seppli ſeine Spaziergänge nach dem entlegenſten Teile des Studentenhofes ausdehnte.

Am andern Morgen ließ Seppli ſein Frühſtück auf höhern Befehl hin unberührt ſtehen und beim Mittageſſen nahm er ſeinen Platz an einem abgeſonderten Tiſchlein, das Katzentiſchchen genannt. Seinen Anteil an den Speiſen erhielt er erſt, nachdem die andern alle ſich geſättigt hatten.

Das war verdemütigend für den Högerli-Heer. Gerade diejenigen, die ſeine geangelten Aepfel am liebſten aßen, lachten jetzt über ihn am meiſten und der junge Beutezügler mußte ſchon früh erfahren, daß Undank der Weltlohn ſei. —

Im Stillen ſuchte er bei ſeinen Freunden Troſt, nachdem aber ſein letztes Abenteuer entdeckt war, hatten nur ganz wenige das Guraſch, ſich ihm anzuſchließen. Beſonders waren es zwei Bürſchchen, die trefflich zu ihm paßten und auch treu zu ihm hielten; mit dieſen wurde ein Bund geſchloſſen, deſſen Zweck darin beſtand, heimlich dem verlockenden Vergnügen des Rauchens zu fröhnen. Mit dem Gebäude, das die Studenten bewohnten, war ein Holzſchopf verbunden, den nur zeitweilig der Studentenaufwart betrat. Dorthin wurde das Rauchkabinet verlegt. Da ſaßen die Bürſchchen beiſammen und rauchten verſtohlen ihre geſchmuggelten Cigarren. Es gelang zu wiederholten Malen. Keine verräteriſche Naſe zog den wundervollen Duft ein, der ſich im alten Holzſchopf verbreitete, kein argwöhniſches Auge entdeckte die blauen Wölklein, die aus den Riſſen der Wände hervorringelten, kein Auge des Geſetzes drang ins unheimliche Dunkel, in dem die Drei daſaßen, ſtumm und ernſt, wie Indianerhäuptlinge, wenn ſie die Friedenspfeife rauchen.

Solche Erfolge regten zu neuen Verſuchen an. Als das Rauchvergnügen ungerochen blieb, da tauchte im Högerli-Heer der Gedanke auf, ein Gläschen Wein würde zum Rauchen gar vortrefflich paſſen, etwas Flüſſiges den Dreien köſtlich munden und der Lebkuchen, den er noch in ſeiner Vorratskammer beſaß, würde beſſer ſchmecken, wenn er etwas angefeuchtet würde. Er teilte ſeine Idee den beiden Verſchworenen mit und dieſe fanden, der Gedanke ſei koloſſal und müſſe ausgeführt werden. Einer der Eingeweihten war im glücklichen Beſitze einer Flaſche Wein, er war bereit, ſie zum Opfer zu bringen. Der Zweite lieferte genügend Cigarren und der Högerli-Heer verſprach, ſeinen Lebkuchen dem edlen Bunde zu weihen.

Um etwas ſicherer zu ſein, verabredete man, daß die Zuſammenkunft in ſtiller Nacht ſtattfinden ſollte. Wenn die Studiengenoſſen in den Armen des ſüßen Schlafes ſich wiegten und der Präfekt den Schlafſaal verlaſſen und ſein wachſames Auge geſchloſſen hatte, wollten ſich die Drei im Holzſchopfe treffen.

Die Studenten hatten ſich zur Ruhe begeben. Schlummer waltete in den weiten Räumen des Schlafſaales; leiſe, leiſe wandelte der Präfekt durch die ſchmalen Gänge zwiſchen den Reihen der Zellen. Bisweilen knarrte ein verräteriſcher Laden im Fußboden, ein Zeichen, woran Seppli erkannte, daß der gefürchtete Präfekt ſeine nächtlichen Wanderungen noch nicht eingeſtellt habe. — Endlich verſtummte auch dieſes Knarren und kräftiges Schnarchen, das von allen vier Himmelsgegenden des Schlafſaales laut zu werden begann, verriet den Verſchwornen, daß die günſtige Zeit gekommen ſei, an ihr dunkles Werk zu gehen. —

Durch ein verabredetes dreimaliges Huſten gab jetzt der Högerli-Heer ſeinen Kameraden das Zeichen zum Aufbruch. — Leiſe, leiſe öffnete er jetzt die Zellenthüre, da huſchte etwas Schwarzes vorbei. Seppli glaubte, es ſei einer ſeiner Genoſſen. „Da", ſagte er leiſe, „da nimm anfangs den Lebkuchen!" und ſtreckte den ſüßen Schatz durch die Zellenthüre; derſelbe wurde ſofort prompt in Empfang genommen. Raſch ſteckte er noch ein paar dürre Landjäger zu ſich, für den Fall, daß der Lebkuchen zu früh aufgehen ſollte und auf den Zehen ſchleichend, eilte er ſeinen Freunden nach.

Glücklich erreichte der Högerli-Heer den Holzſchopf, ohne daß die verräteriſchen Treppen allzu heftig kreiſchten. Die beiden andern ſaßen ſchon bereits im Dunkel da, matt erleuchtet vom Monde, der durch eine ſchmale Spalte neugierig dem Treiben der drei Studenten zuſchaute. „Da, da haſt du die Flaſche!" liſpelte es. „Wo haſt du den Zapfenzieher? He da, gib ihn her —. Wo iſt der Lebkuchen?" „Ich habe keinen Lebkuchen!" „Ich auch nicht!" tönte es leiſe von den Lippen des andern. „Macht keine Dummheiten!" ſchmälte der Högerli-Heer, „her mit dem Lebkuchen, ich habe ihn dir ja aus der —."

Plötzlich drang der Lichtſchimmer einer Laterne in's finſtere Verſteck, ein ſchwarzer Mann mit einer ſchwarzen Kapuze auf ſeinem finſtern Haupte ſtand vor den Verſchwornen. Zwei funkelnde Augen blitzten ſie an und ſchauerlich ertönte es im tiefen Baſſe: „Da iſt der Lebkuchen!" — Eiskalt lief es den dreien über den Rücken, Entſetzen packte ſie, ſie wollten aufſpringen und entfliehen, aber der ſchwarze Mann ſtand drohend im Ausgange und donnerte ſie mit lauter Stimme an: „So, ſo! Hab ich euch endlich, ihr Schlingel! Hab' ich es mir doch gedacht, du ſeieſt wieder dabei, Joſeph! Wartet, diesmal entgeht ihr mir nicht! — Morgens gleich nach dem Morgengebet, erſcheint ihr vor mir auf der Präfektur. Nun marſch fort mit euch zu Bette!"

Am andern Morgen erſchien der Högerli-Heer nicht mehr beim Frühſtücke, auch nicht mehr beim Mittageſſen. Er hatte den gelben Abſchied bekommen, ward, wie man ſagte, gegangen, weil er trotz wiederholter Warnung und Beſtrafung ſich nicht gebeſſert und andere zum Ungehorſam verleitet hatte. Ohne Sang und Klang zog er gegen Mittag zur Kloſterpforte hinaus. — Unter dem Thore ſtand der Küchenbruder und führte eben eine Priſe zur Naſe. Schmunzelnd ſchaute er dem Högerli-Heer nach, als dieſer geſenkten Hauptes die Schwelle überſchritt. —

Was das Högerlimili geahnt hatte traf ein. Als ihr Seppli ruhmlos und des Stipendiums verluſtig in die Heimat zurückkehrte, fanden es die zuſtändigen Behörden für gut, das Bürſchchen ſamt ſeiner Mutter unter vormundſchaftliche Aufſicht zu ſtellen und den beiden einen Vogt zu geben. Der Vogt, ein ernſter und entſchiedener Mann, ſah ſich genötigt, den Sohn, welcher von ſeiner allzu nachſichtigen Mutter immer beſchützt und gehätſchelt wurde, zu trennen und ihn zu einem tüchtigen Schloſſermeiſter in die Lehre zu geben.

Das Stipendium, das der Högerli-Heer ſo leichtſinnig verloren hatte, wurde vom hohen Landrat einſtimmig des Doldenchaſpars Hanſi zugeſprochen; ſchon nach wenigen Tagen nahm dieſer den Platz ſeines Vorgängers ein. Wie ganz anders als mit Seppli waren die Lehrer und Vorgeſetzten mit dieſem beſcheidenen und braven, jungen Menſchen zufrieden. Sein Fleiß war muſterhaft, ſein Benehmen edel und beſcheiden, er war heiter in der Erholungsſtunden, aber gewiſſenhaft ernſt beim Studieren. Bald machte er ſchöne Fortſchritte und wurde einer der erſten in ſeiner Klaſſe.

Wie freuten ſich die Eltern, als der Hanſi am Ende des Schuljahres ein prächtiges Zeugnis nach Hauſe brachte. Die Mitglieder des Erziehungsrates lobten ihn und ermunterten ihn zu Fleiß und Ausdauer, die Eltern arbeiteten und ſparten mit erneuter freudiger Hoffnung, um für ihren Sohn das nötige Geld zum Studieren aufzubringen, die Geſchwiſter entbehrten gerne dieſes und jenes, ſobald ſie merk-

ten, daß es ſich um die Unterſtützung ihres Bruders handle.

Als Hanſi ſeine Studien an der Kloſterſchule vollendet hatte, wendete ihm die hohe Regierung das Stipendium am Kollegium des hl. Karl Borromäus in Mailand zu und unterſtützte ihn zudem mit einem Beitrag aus dem Diözeſanfonde. So kam es, daß der junge ſtrebſame Mann freudig ſeinem ſchönen Ziele entgegenging und dasſelbe nach wenigen Jahren glücklich erreichte.

Vom Högerli-Heer hörte man inzwiſchen wenig. Eine Zeit lang ſcheint es ihm nicht übel gegangen zu ſein, ſpäter wurde es dem Jungen bei ſeinem Meiſter unbehaglich und er ſetzte es durch, daß er denſelben mit einem zweiten und dritten vertauſchen durfte. Endlich ging die Lehrzeit zu Ende, Seppli wurde Geſell und ging auf die Walz. Bevor er in die weite Welt hinauswanderte, kam er heim zu ſeiner Mutter — um ſie noch einmal anzupumpen. Er war groß und ſchlank geworden und trug ein üppiges Schnäuzchen. — Die Mutter hatte eine rieſige Freude, ihren Liebling wieder zu ſehen, konnte es aber bei ſeinem Anblick ſchier nicht verſchmerzen, daß der Seppli nicht geiſtlich geworden war und keinen „Heer" abgegeben hatte.

Seither vernahm Mili von ſeinem Sohne lange, lange nichts mehr. Das that ihm weh, unendlich weh. Es wurde immer ſtiller und ſchweigſamer, in ſich gekehrter. Das Mundwerk plapperte und klapperte nicht mehr ſo luſtig, wie früher und zudem mußte die arme Frau Not, bittere Not leiden. Geld kam keines von ihrem Sohne, ja nicht einmal ein Brieflein hatte ſie ſeit ſeinem Beſuche von ihm erhalten. Die arme bitter enttäuſchte Mutter konnte nichts anderes thun, als für ihren Sohn beten. Das that ſie auch fleißig und nach und nach fand ſie Troſt und Linderung im Gebete und kam immer mehr und mehr zur Einſicht, daß Gott ihr Gelegenheit und Gnade gebe, ihre früher begangenen Fehler zu büßen. Sie war blind geweſen gegen ihr Kind und ſtolz auf deſſen vermeintliche Talente, hatte den wohlgemeinten Rat gutgeſinnter Leute verachtet und ſich über andere erhoben — dafür mußte ſie nun büßen, bitter büßen. In ihrer Kammer ſtand noch das Altärli, das ſie einſt ihrem Liebling aufgerichtet hatte, da kniete jetzt das arme Mili oft und lange und bat Gott um Verzeihung für ſeinen frevelhaften Uebermut.

Inzwiſchen hielt im Hauſe des Doldenchaſper die Freude ihren Einzug. Soeben war Hanſi aus dem Seminar heimgekehrt, nachdem er kurz zuvor die hl. Weihen empfangen hatte. Die Mutter küßte ihm voll hl. Ehrfurcht die geweihte Prieſterhand, der Vater dankte Gott mit einem freudigen Aufblick zum Himmel. Der Tag der erſten hl. Meſſe war ein Freudentag für die ganze Gemeinde. Auch das Högerlimili war beim feierlichen Gottesdienſte zugegen, aber es hatte ſich in den verſteckteſten Winkel der Kirche zurückgezogen nnd die Umſtehenden hörten es deutlich, wie der enttäuſchten Mutter laute Seufzer aus der Bruſt entſtiegen.

Als am folgenden Tage der Primiziant aus der Kirche trat, wartete an der Kirchentreppe das Högerlimili auf ihn, kniete andächtig nieder und bat ihn um den Primizſegen. Der neugeweihte Prieſter ſtand ſtille und breitete, zum Himmel flehend, ſeine Hände über das arme

Weiblein aus, das ihm mit gerührter Stimme dankte. Es war der letzte prieſterliche Segen, welcher der Armen zu teil wurde, — einige Tage ſpäter fand man ſie vom Schlage gerührt todt — vor dem Altärli in der Kammer.

* * *

Der junge Prieſter verblieb nicht lange in ſeiner Heimat. Einem langgehegten Wunſche ſeines Herzens folgend, zog er, von hl. Eifer getrieben und nachdem er die Erlaubnis ſeiner geiſtlichen Obern erlangt hatte, hinüber in die neue

Welt, um dort auf dem weiten Felde der Miſſionsthätigkeit zur Ehre Gottes und für das Heil der Seelen zu arbeiten. Wohl fiel den greiſen Eltern und den zärtlich an ihm hangenden Geſchwiſtern der Abſchied ſchwer, ſehr ſchwer, aber ſie brachten das Opfer in ächt chriſtlicher Geſinnung und aus Liebe zu Gott.

Strenge Arbeit wartete auf den jungen Miſſionär in der neuen Welt, ein faſt unermeßliches Gebiet ſtand ſeiner ſeelſorglichen Thätigkeit offen. Zu Pferd durchreiſte er die weite Prairie und ſuchte die Farmer in ihren Anſiedlungen auf, überall als ein Bote himmliſchen Troſtes begrüßt.

Einſt trabte ſein Pferd an einem Waldesſaume vorüber und Johannes ſaß, in Gedanken vertieft, im Sattel. — Plötzlich drangen heimatliche Laute an ſein Ohr, eine kräftige Männerſtimme erſchallte und

„Si hend dr Veereli i's Äramä gnoh
„Was hed dr Veereli gſeid?
„Si wärdid mi ſchon wieder laufe loh,
„Das hed dr Veereli gſeid. Juhe!

tönte es zum erſtaunten Prieſter hinüber. Raſch lenkte der Miſſionär ſein Rößlein auf einen Mann zu, der auf weitem Felde mit zwei prächtigen Ochſen pflügte und gemütlich das Lied vom Veereli ſang.

„He Freund," redete der Miſſionär den Mann in deutſcher Sprache an, „ihr ſeid wohl ein Schweizer?" Bald war ein Geſpräch im Gange. Auf einmal ſchaut der Bauer dem Miſſionär feſt in's Geſicht und ruft: „He, der Tuſig, ſind ier nid's Doldenchaſpis Hanſi?" „Und du, du —", ruft der Prieſter. — Der andere läßt ihn nicht ausreden, fällt ihm in's Wort und ruft: „Und ich, ich bi dr Högerli-Heer!" und treuherzig ſchütteln ſich die einſtigen Schulkameraden die Hand.

Bald darauf ſaßen die Beiden in der Farm und eine freundliche, ſaubere Hausfrau ſtellte ihnen eine Erfriſchung auf den Tiſch und ein halbes Dutzend herziger Büblein und Mägdlein drängten ſich um den Vater und reichten ſchüchtern auf ſeinen Befehl dem geiſtlichen Beſuche die Hand. Der Högerli-Heer aber erzählte kurz und bündig, wie er kreuz und quer als Schloſſergeſell in Europa herumgewalzt und endlich nach Amerika verſchlagen worden ſei. „Nachdem ich Elend, Hunger und Not genug durchgemacht hatte, wurde ich endlich geſcheider, ich fing ein ordentliches Leben an, bewarb mich um eine Heimſtätte und fand ein braves Weib, das mit mir hierher auf die Farm zog, mit mir betete und arbeitete und einen andern Menſchen aus mir machte."

Nachdem er ſeine Erlebniſſe erzählt hatte, machte der Farmer eine Pauſe, dann fragte er faſt ſchüchtern: „Und wie geht es meiner Mutter? Sie iſt wohl ſchon todt?" Der Prieſter nickte ernſt und eine Zeitlang ſaß der Högerli-Heer ſtumm und ernſt in ſich verſunken da, dann glitt langſam eine Thräne über ſeine Wangen und mit bewegter Stimme ſagte er zu ſeinem Freunde: „Der Herr laſſe ſie ruhen im Frieden und vergebe ihr gnädig, was ſie gefehlt hat. — Sie hat es gut gemeint, aber die Gedanken der Menſchen ſind nicht Gottes Gedanken. Dem Plane des Allerhöchſten ſoll man nicht vorgreifen. Denn nur was er will, das iſt wohlgethan.

Retur.

Anno dazumal, als der Obertoſſenhanſi ſein Agathli geheirat hat, da hat es noch Leute genug gegeben, die nie ein Dampfſchiff geſehen und die auf keiner Eiſenbahn gefahren ſind. Damals war man noch nicht ſo welterfahren und reiſegewandt, wie heutzutage, wo es bald nicht mehr viel fehlt, daß die Kinder ſelber auf dem Velo zur Taufe radeln. Wie geſagt, die Leuten reiſten weniger, viel weniger, als heutzutage und darum hielten es die Beiden, der Obtoſſenhanſi und ſein Fraueli für etwas Großes, am Hochzeitstage auf'm Dampfſchiff nach Luzern zu fahren und dort Agathlis Götti, den Fadäzäindli-Remigi zu beſuchen.

Nachdem ſie der Pfarrer am Morgen früh zuſammengegeben hatte und ſie tüchtig kalazet hatten, machten ſie ſich auf den Weg und kamen zur rechten Zeit nach Stansſtad. Eben dampfte das Schiff heran und ſchnaubte und chutete, daß es dem Agathli ſchier angſt und bang wurde. Als es über das ſchmale Brüggli hinüber ins Schiff einſteigen ſollte, ließ es vor Schrecken einen „Gäitz" und der Hanſi mußte es feſt am Arm ergreifen, ſonſt wäre es wieder umgekehrt.

Auf dem Schiffe machte jemand, der es den